

# Franklin Wedekind auf der Kantonsschule

Autor(en): **Haemmerli-Marti, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **16 (1942)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571292>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Franklin Wedekind auf der Kantonschule

Als der zweitälteste der vier Lenzburger Schlossjünglinge „Franklin Wedekind aus San Francisco, geboren am 24. Juli 1864 zu Hannover,“ im Frühling 1879 in die erste Gymnasialklasse der Aarau-er Kantonschule eintrat, hatte er sein fünfzehntes Lebensjahr noch nicht vollendet. Und doch umgab diesen weit- aus jüngsten unter seinen Kameraden schon der Nimbus eines frühen Dichterruhmes, herrührend von den leichtfließenden Troubadourliedchen und Lehrer-Spottversen der Lenzburger Bezirksschule, mehr noch als von den schwermütigen Heine-verwandten Gedichten, die nur den nächsten Freunden bekannt waren. Bald aber bekamen auch die Herren Professoren gleich ihren wehrlosen Kollegen von Lenzburg den Feuergeist zu spüren, aber sie hatten einen größeren Weitblick und eine tiefere Einsicht in die jugendliche Psyche und ließen sich das Donnerrollen der anklagenden Karzergedichte ebenso lächelnd gefallen wie die falschen Schmeichel-töne des zu zwölf Stunden Arrest verurteilten Aufrührers, der mit dem Bierhumpen in der Linken und dem Tintenstift in der Rechten seine Strafe absaß:

„Da sitze ich nun im Kerker hier  
Im grausigen Dunkel der Hölle,  
Mein einziger Trost ist dieses Papier,  
Der Stift mein einziger Geselle.

Ihr Ungeheuer der freien Natur  
Sagt an, wie könnt ihr es wagen,  
Die edele menschliche Creatur  
In solche Fesseln zu schlagen?

Wir waren unserem Schöpfer treu  
Und seinen großen Gesetzen.  
Was braucht ihr bei Nacht mit der Polizei  
Unschuldige Menschen zu hetzen?

In eueren Häusern von Marmelstein,  
In eueren hohen Palästen,  
Da sieht euch niemand, dort schließt ihr euch ein  
Und freut euch an rauschenden Festen.

Und wenn dann ein Mensch durch die Straßen zieht,  
Dem Gott Gefühl hat gegeben,  
Und wenn er den nächtlichen Himmel sieht  
Und der Sterne ewiges Leben,

Und wenn sich der Höchste herniederneigt  
Ihm die goldene Schrift zu erklären,  
Wenn dann ein Lied zu den Wolken steigt  
Den großen Geist zu verehren, —

Dann setzt uns plötzlich die Philisterei  
Zwischen diese Mauern so düster  
Und lehrt uns, daß nichts zu abscheulich sei  
Für die Rache von einem Philister.“ etc. etc.

Aufgesetzt im Kerker 2. X. 79 3 Uhr morgens  
von Franklin Wedekind.

Bedeutend zahmer, sogar „An Herrn Professor Hunziker in  
ehrerbietiger Hochachtung überreicht von den Delinquenten“ lau-  
tet eine andere Bittschrift des Wolfes im Schafspelz:

„O Herr Professor, zürnen Sie uns nicht,  
Wenn wir in kindlichem Vertrauen wagen  
Was uns das Herz belastet, im Gedicht,  
Im Schmuck der Verse Ihnen vorzutragen.  
Denn wer im schlichten Wort zu Ihnen spricht  
Und blickt Sie an: wie leicht könnt er verzagen!  
Unglücklich der, so eine Rede schreibt,  
Und will er sprechen, darin stecken bleibt.  
So hilf uns denn, o Göttin Poesie,  
Daß wir aus deiner Laute Silbertönen  
Durch deiner Worte süße Melodie  
Den Herrn Professor wiederum versöhnen.

Wir wissen schon, wir haben arg gefehlt  
Und Aehnliches geschieht gewiß nicht wieder.  
Denn jede Bitte in des Rechtes Grenzen,  
Wird immer gnädigst ja von dir gewährt.  
Das aber freilich war noch unerhört  
Ohn' Anlaß die Französischstund' zu schwänzen.“

Nach einer verlockenden Schilderung der Karzerfreuden bei Wein und Brot und verbotenen Opiumpfeifen erhebt sich aber nach dem Schillerschen Rezept „Unbilliges erträgt kein edles Herz“ der Gemäßregelte zum flammenden Protest des künftigen Erziehers:

„Leichtsinnig ist die Jugend stets gewesen,  
Bösartig aber zeigte sie sich nie.  
Wer weiß wie sie so gut die Hand zu lesen  
Von der ihr sanfte Wohltat angedieh?  
In keinem andern Boden schlägt die Liebe  
So schnelle tiefe Wurzeln wie in ihr.  
Heut siehst du erst der Pflanze zarte Triebe.  
Sie blüht empor zur warmen Gegenliebe,  
Und spät noch trägt sie Dankesfrüchte dir.“

Der mit der Überwachung der Schularbeiten betraute Pensionsvater Professor Rauchenstein meldet gelegentlich dem auf seinen „Denker“ stolzen Papa Wedekind, daß die „grenzenlose Faulheit, Gleichgültigkeit und jeder Disziplinierung entgegenstehende Poetasterei seines Sohnes jeder Beschreibung spottete. Hingegen habe er der Familie gegenüber in sittlicher Beziehung nie zu einer Klage Anlaß gegeben, sondern sich durch sein offenes und anständiges Wesen die Zufriedenheit und Liebe aller erworben. Nur verstehe er noch zu wenig seine Zeit und die ihm eigenen reichen Gaben so anzuwenden, daß ein sicheres und gründliches Wissen dadurch ermöglicht werde, während er andererseits nach dem Urteil seiner Lehrer an Reife des Urteils und Verstandes vor seinen Mitschülern sich auszeichne. An diesem Mangel präzisen Wissens habe nach seiner Überzeugung die mehr als gewöhnliche Begabung und Neigung zur poetischen Produktion die meiste Schuld, weil er sich hierin am fleißigsten übe und damit über den mühsamen und unerläßlichen Schulweg hinwegfliegen zu können hoffe.“

Die innere Verfassung des nunmehr Sechzehnjährigen verrät uns ein Neujahrs Gedicht vom Silvester 1880, das in seiner

Schicksalsfrage jedenfalls schon eine ungewöhnliche Originalität  
verrät:

„Das alte Jahr mit seinen großen Töpfen,  
Mit Pfeifen und Zigarren=Ctu-is,  
Es ist hinunter, und in unseren Köpfen  
Entwickelt sich ein neues Paradies.

Noch suchen wir nicht die Glückseligkeit  
In Kinderschuhcn, die wir erst zertraten,  
Auf Schaukelpferden und bei Zinnsoldaten,  
Verachtung nur trifft die Vergangenheit.

In ferne Zukunft schweifen unsere Blicke,  
Und leichten Herzens ziehen wir verwegen  
An Plänen schwanger aller Welt entgegen,  
Und kämpfen mit des Schicksals arger Lücke.

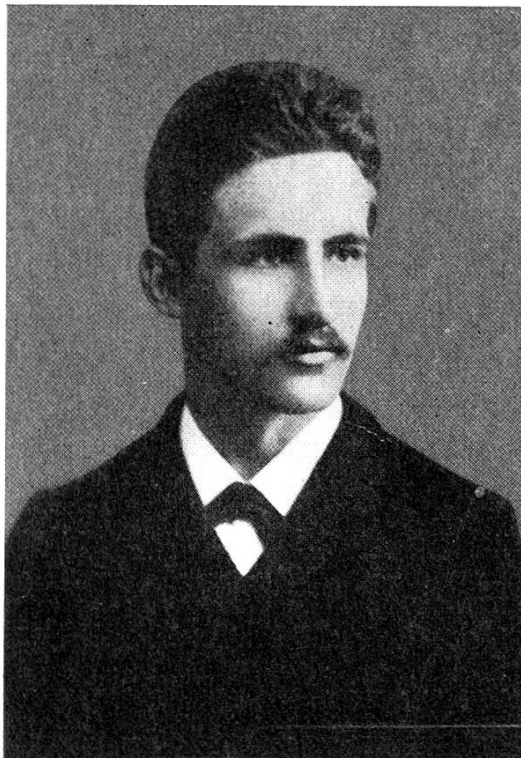
Drum ist uns jedes neue Jahr willkommen.  
Wir fragen nicht, was bringt es uns auf Erden?  
Erst fragen wir, was wir ihm bringen werden.  
Der Freiheit Wahn ist uns noch nicht genommen.

So können wir noch hoffnungsvoll selbstern,  
Und währenddem die lieben alten Väter  
An nichts so gerne denken wie an gestern —  
Wir träumen immer zwanzig Jahre später.

Franklins Lieblingsfächer, in denen er auch etwas leistete, waren Deutsch, Geschichte, Gesang und ganz besonders Religion, deren Grundfragen ihn glühend interessierten und auch in seinen Privatstunden beschäftigten. Außer der reichen Schloßbibliothek, die ihm zur Verfügung stand, besaß er schon früh einen Zarathustra, machte Aufzeichnungen aus Reclams „Lichtstrahlen aus dem Talmud,“ und Renans „Leben Jesu“ gehörte zum ältesten Bestand seiner Privatbücherei. Trotzdem nennt er sich schon 1881 einen Atheisten, liest fleißig seinen Plutarch und Platons Symposion, während in seinen Tagebuchnotizen zahlreiche Zitate aus Horaz von seiner kindlichen Freude am Latein zeugen. Das Griechische lag ihm weniger, das Hebräische benutzte er vorzugsweise zur Farnung verbotener Namen und Gedichte, hingegen studierte er gründlich Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“

und schwelgte in Goethes Faust, zu dem er immer wieder mit neuer Begeisterung zurückkehrte.

Jedenfalls war es mit der berühmten Faulheit dieses ungewöhnlichen Kantonschülers nicht so weit her, vielmehr war er zeitweise, und da wo es ihn freute, fleißiger als die meisten seiner viel älteren Kameraden.



Photographie von Franklin Wedekind, Aarau, 1883

„Arbeit schafft Selbstgefühl und Freiheit“, heißt es in einem Ferienbriefe, und in einem Aufsatz des Zweitkläblers steht die bemerkenswerte Ansicht: „Wer sein Leben hinbringt im Wechsel von freudiger Arbeit und Genuß, der wird nicht mehr fragen, wie und wo ein Paradies, eine Seligkeit zu finden sei.“

Früh beginnt die eigene poetische Tätigkeit. Hatte schon der Vierzehnjährige eine „Ode an den Behälter meiner Manu-

skripte“ geschrieben, so füllte sich dieser alte Steinbaukasten nun außer mit spärlichen lyrischen Gedichten, Gelegenheitsversen und Kneippproduktionen mit immer neuen Entwürfen zu Dramen und Erzählungen, die diesen Behälter „groß und herrlich machten,“ wie es in der „Ode“ heißt, und die dann später als Unterlage für größere Werke dienten. Aus der frühesten Aarauerzeit stammen: ein Schauerdrama „Die Verzweifelten“, ein „Gastmahl des Sokrates“ und eine Art Faustgeschichte, in welcher der Held seine Seele einem Nürnbergerkrämer verkauft und sie später gegen den Einsatz seines Gewissens wieder einlöst. Wer denkt hier nicht an Spittlers „Prometheus und Epimetheus“, der fast gleichzeitig (1880/81) bei Sauerländer in Aarau erschien und über der gleichen Grundidee seine gewaltigen Bilder aufrollt?

Übrigens zweifelt Wedekind früh am göttlichen Ursprung des Gewissens, weil „dieses ja bei verschiedenen Menschen und zu verschiedenen Zeiten so ganz anders sei“, und es spricht für den schon damals herrschenden freien Geist in der Kantonschule, daß sich die Schüler in ihren Aufsätzen ganz offen in diesem Sinn äußern durften.

Aber nicht nur Intelligenz und schöpferischer Geist, auch Herz und Gefühl strahlen uns aus diesen ersten Aarauer Gedichten entgegen. Immer sind sie mit der ganzen Unterschrift des Autors und einem riesigen Schnörkel abgeschlossen, denn Franklin liebte seinen Namen und fühlte sich ihm verpflichtet. Früh meldet sich der Ehrgeiz mit einem pessimistisch gefärbten prägnanten Spruch:

Willst du in der Welt  
Nachruhm erstreiten,  
So leb als großer Held  
Und stirb bei Zeiten.

Schon am 6. November 1880 war unter dem Einfluß des Unterrichtes von Professor Uphues, der an der Kantonschule die damalige philosophische Moderichtung des Pessimismus vertrat, eine kleine Studie über Eduard von Hartmann

entstanden, die dann ein Jahr später in der Zeitschrift „Erholungsstunden“ als erstes gedrucktes Gedicht Wedekinds erschien:

Der Geist des Universums schwebt  
Herab aus unsichtbaren Sphären  
Auf diese Erde, wo er lebt  
Um sich im Kampfe zu verklären.

Denn auf der Welt voll Müh und Gram  
Kann er den schönsten Sieg erringen,  
So daß er besser als er kam,  
Zurückkehrt auf des Todes Schwingen.

So wird der Geist im Lauf der Zeit  
Die Welten besser stets regieren,  
Und endlich zur Vollkommenheit,  
Zur ewigen, die Menschheit führen.

So spricht zu uns ein weiser Mann  
Und lehrt uns, daß wir nicht vergebens  
Erklimmen auf der steilen Bahn  
Das hohe Ziel des Menschenlebens,

Und flößt uns Trost ein in der Noth.  
Und hab ich einst den Berg erklimmen  
Und zeigt sich endlich dann der Tod  
So sei er herzlich mir willkommen.

Der provisorischen Versetzung in die zweite Klasse 1879/80 folgte im Frühling 1881 überhaupt keine Beförderung. Schon hatte der beleidigte Vater seinen heimlich bewunderten Sohn nach Solothurn angemeldet, als dieser an einer schweren Rippenfellentzündung erkrankte und dann im Herbst nochmals in die zweite Narauer Gymnasialklasse eintrat.

In der langen Genesungszeit entstand das bedeutendste von Wedekinds zahlreichen Bukolica, das Fragment „Felix und Galathea“ mit dem ursprünglichen Titel „Das Paradies, Eine Idylle für die gebildete Welt. In aller Ergebenheit gewidmet den Freunden der freien Natur.“ In der Einleitung sagt der Verfasser, dieses Opusculum sei aus Langeweile entstanden, als



er an den sonnigen Bergabhängen des heimatlichen Schlosses ein idyllisches Schäferleben führte. „Ein Milchmädchen war vorhanden. Unsere drei Eselinnen mußten als Schafe herhalten. Ich besang meine Umgebung mit dem einzigen Zweck, meine siebzehnjährigen Kameraden an unseren Kneipabenden zu unterhalten, sobald ich wieder unter ihnen sein werde.“

Dieses spielerische Jugendwerk erschien zuerst 1908 in der Münchner Schaubühne mit Wedekinds Melodie zu den Zwiesfängen und wurde 1919 von den Münchner und Hamburger Kammerspielen aufgeführt. Hübsch in seiner Anspruchslosigkeit und mit seinen melodischen Reimen ist der Chor der Niren, der dem etwas präventiösen „Chor der Nymphen“ folgt:

Ihr glücklichen Kinder  
Echlürft das Vergnügen,  
Bald wird es versiegen,  
Ein langer Winter  
Kafft es dahin.  
Euer Sinn  
Schaut nicht vorwärts,  
Schaut nicht zurück.  
Vergängliches küßt ihr,  
Sorglos genießt ihr  
Den Augenblick.  
W i r können nicht lieben.  
Von Wind und Wellen  
Umher getrieben  
Bis wir zerschellen,  
Wird uns als Leben  
Nicht mehr gegeben  
Als euch im Traum.  
Wunschlos entstehn wir,  
Wunschlos vergehn wir  
Wieder zu Schaum.

Endlose Briefe voll Herzenswärme, jugendlicher Rhetorik und scharfer Satire wandern inzwischen zu den Schulfreunden nach Aarau, die häufigsten an den „herzensgeliebten Oskar“, den späteren Regierungsrat Schibler, mit dem er schon im ersten

Winter unter feierlichen Zeremonien Blutsfreundschaft geschlossen hatte. Den breitesten Raum nehmen darin die Erkundigungen nach dem „Licht meiner Seele, Gott segne sie“, ein: „Aber warum hast du mir nichts von M. Fleiner geschrieben? Sie ist doch hoffentlich nicht gestorben oder, Gott segne sie, anderweitig verunglückt? Im nächsten Brief mußt du die Mitteilungen über sie nicht vergessen, denn sie liegen mir sehr am Herzen.“

Das hält den langsam Genesenden aber nicht ab, den Schönen von Lenzburg, Müttern und Töchtern, mit Blumen und Huldigungsgedichten tüchtig den Hof zu machen, und seine Briefe mit der großen deutschen Handschrift samt den Versen und vertrockneten Rosenblättern wurden hier ebenso sorgfältig aufbewahrt wie in Aarau.

Dort hatte Schibler als Pendant zu Franklins Steinbaukasten eine alte Zigarrenkiste zum Behälter der Manuskripte ausersehen, die er „Bundeslade“ taufte und sein ganzes Leben durch wert hielt. Nur Auserwählten wurde als besondere Gunst Einblick in das Heiligtum gestattet. Besonders rührend fand ich ein Notizblättchen, von Franklin nach einem Streit „seinem Blutsfreund Oskar am 21. Januar 1881 in der Schulpause aufs Schreibheft gelegt“:

Mein ganzes Lieben galt einem Freund,  
Der hat mich verlassen.  
Ich habe heiße Thränen geweint  
Und doch sollt ich ihn hassen.

Ich sollte ihn hassen und konnt es nicht  
Und mußte ihn lieben.  
Er wendete ab sein stolzes Gesicht  
Und ist kalt geblieben.

Da ergriff mich ein unendlicher Schmerz,  
Mein Sinn ward unnachtet.  
Tief bohrte den Dolch ich in sein Herz,  
Denn er hat mich verachtet.

„Geschichtsstunde 11—12 in Epizens Schulzimmer.“

Die Rückseite des herausgerissenen Notizblättchens enthält eine frühere Eintragung, die wohl den einen oder andern der hier Genannten noch interessieren möchte:

21. September Mittwoch geschwänzt:

Hagler, Weibel, Schmidt, Streiff, Crismann, Bschokke.

Ein anderes Freundschaftsgedicht aus der „Bundeslade“ ist betitelt:

#### Subjektiver Idealismus

Es muß der Gottheit nicht gefallen haben,  
So sprach ich oft zu mir in trüben Stunden,  
Die Tugend mit der Weisheit zu vereinen.  
Ich suchte einen Freund, doch hab ich keinen,  
Der meinem Ideale gleicht, gefunden.

Ich suchte fort und fort wohl viele Jahre,  
Bis ich mich niederließ in diesem Thale.  
Da sah ich dich, kaum traust ich meinen Blicken,  
Ich sah und fand mit freudigem Entzücken  
Die Wirklichkeit zu meinem Ideale.

Ein dritter konziser Vers voll überlegener Selbstironie zeigt uns, daß das kritische Element bei aller Liebe seinen berechtigten Platz im Freundschaftsbund behielt:

#### Meinem Freunde

Nein, du kritisierst zu streng,  
Darfst dich nicht zu hoch erheben.  
Du erwartest nichts als Perlen,  
's muß auch Hagelkörner geben.

O wie lächelst du verächtlich!  
Jetzt versteh ich dich, auf Ehre:  
„Wenn nur eine einzige Perle,“  
Meinst du wohl, „darunter wäre!“

Damals existierten in der Kantonsschule drei Vereine: Die „Argovia“ mit der klassischen, die „Industria“ mit der naturwissenschaftlichen Richtung und der Turnverein. Wedekind, für den letzteren „zu undiszipliniert“ befunden, meldet sich in die

„Industria“ an und wird am 14. März 1882 laut Protokoll einstimmig aufgenommen. Sein Aufsatz über „Das Verhältnis des Menschen zur Natur“ wird ebenfalls gebilligt. Vom 5. Mai bis 9. Juni führt Franklin mit dem Vornamen „Kater“ das Protokoll. Er bezeichnet „Schaffners Kritik seines Aufsatzes als ungenügend und unrichtig“ und meldet eine neue Abhandlung an: „Über die christliche Religion“. Am 15. Juli muß er aber „unbedingt an der Sitzung des Empfangskomitees des eidgenössischen Turnfestes teilnehmen“ und wird gleichzeitig zum Cantusmagister gewählt. Handschrift und Stil des neuen Actuars zeigen schon alle Merkmale eines geistvollen Kopfes und eines Charakters von unbedingter Wahrheitsliebe. Wie wichtig er alle seine Ämter und sich dazu nahm, zeigen spätere Industrianernotizen: „Wedekind mahnt, die Aufsätze zu gehöriger Zeit zu machen, da die Alten den Wunsch geäußert haben, die Sitzung zu besuchen“ – und am 9. September 1882: „Wedekind findet, daß sowohl Irniger: ‚Athen auf der Höhe seiner Macht‘ als Schaffner: ‚Über das Nationalgefühl der Griechen‘ einiges ganz falsch betont habe und ermahnt sie, wie auf eine gute Stilistik auch auf guten Vortrag ihre Aufmerksamkeit zu richten.“

Neben den drei offiziellen Vereinen gab es noch zwei Geheimbünde, die „Helvetia philosophica“ und den „Senatus poeticus“ oder Dichterbund. Diesen gehörten außer Wedekind und Schibler an: der in Aarau wohlbekannte Lyriker und spätere Bürgermeister von Köln, Walter Laué, der Dichter Adolf Böglin und der Bildhauer Moritz Dürr, der später einen frühen Tod im Eis des großen Mythens suchte und fand. Die Freunde schrieben Erzählungen und Tragödien, führten philosophische Gespräche und brachten gemeinsame Ständchen vor den Fenstern der hübschen Institutstöchter. Es beginnt für Franklin die Zeit des Räuberbartes und der langen Tabakpfeife, die seinen Kneip- und Festdichterruf begründete, denn damals gehörten die seither

mit Recht verachteten Trinksitten noch zu den notwendigen Attributen eines richtigen Vereinsbruders:

„Brüder, laßt uns Räuber werden,  
Laßt uns brennen, plündern, toben,  
Denn zur Allgewaltsregierung,  
Die den Menschen zwingt zu leben,  
Paßt viel besser die Vertierung  
Als ein ideales Streben.“

Ein Ständchen des bärtigen Troubadours ist uns noch handschriftlich erhalten:

Mit Feuerwerk und Zigarren  
Marschierten wir unserer Drei  
Nachts um die zwölfte Stunde  
An Liebchens Fenstern vorbei.  
In geisterhaftem Schimmer  
Stand vor uns das hohe Haus,  
Ich blickte hinauf ans Fenster,  
Dort schaute mein Lieb heraus.  
Und als der Sang vollendet  
Ließ der mir zur Rechten gesellt  
Aufsteigen eine Rakete  
Zum nächtlichen Himmelszelt.  
Ein glänzender Streif durch die Lüfte,  
Ein Knall, da war es vorbei —  
Ich dachte an unsere Liebe,  
Ich dachte an unsere Treu.

In die gesammelten Werke später unverändert aufgenommen wurde auch das Heineartige "Hin ist hin" dieses Jahres:

Es war ein liebes Mädchen  
Im kleinen Schweizerhaus  
Im schönen Aarestädtchen,  
Dort ging ich ein und aus.  
Das Städtchen ist verdorben,  
Das Häuschen ist verbrannt,  
Das Mädchen ist gestorben  
Am hellen Aarestrand.  
Ich aber fluche den Zeiten  
Und fluche dem süßen Traum,  
Und möchte die Sonne begleiten  
Im einsamen Weltenraum.

Merkwürdig aktuell und im Vergleich zu den heutigen Geschehnissen doch wehmutsvoll gemüthlich tönt uns der Kneipschmarren „Auf die Ermordung Kaiser Alexanders II“ entgegen:

Furchtbar reift des Bösen Saat!  
Himmel, welch ein Attentat!  
Salomon der Weise spricht:  
Nihilisten traue nicht.

In den dumpfen Bergeshöhlen  
Sammeln sich die schwarzen Seelen  
Um ein helles Feuer und  
Schließen einen Teufelsbund.

Dann aus einer schwarzen Dose  
Ziehen sie die Todeslose:  
Kaiser Alexander muß  
Fahren in den Tatarus.

Nach der ausführlichen Schilderung der Bombenwürfe auf die Staatskarosse kommt die verdiente Sühne:

Während im Palast der Arme  
Nun den Kelch des Leidens soff,  
Faßt ein grimmiger Schandarme  
Den Verbrecher Ruffakoff.

Da der Kaiser nicht kommt leben  
Hat den Geist er aufgegeben.  
Ruffakoff, die Not ist groß,  
Dir auch blüht das Todeslos.

Im gleichen Sommer 1882 war Aarau der Schauplatz des Eidgenössischen Turnfestes, das natürlich nicht unbesungen vorbei gehen durfte. Zwar wurde Franklins Begrüßungsgedicht von der offiziellen Festschrift freundlich abgelehnt, aber dafür erschien es vollständig auf der Ehrenseite des Aarauer Tagblattes, und die gemüthlichen Bürger müssen sich wie verwandelt vorgekommen sein, als sie sich plötzlich in die Gesellschaft der Griechengötter versetzt sahen:

Die ganze Welt sieht aus wie umgewandelt,  
Ein Jedermann vergißt sein Ach und Weh,  
Und was vorher gelernt, gelehrt, gehandelt,

Wirkt nunmehr mit in einem Comité.  
 Und jede Macht auf Erden und im Himmel,  
 Selbst des Olympos alten Götterkreis,  
 Der längst nicht mehr zu kommandieren weiß,  
 Zieht man hinunter in das Festgewimmel:  
 Der stolze Phöbus kriecht in die Laterne  
 Und leuchtet als elektrisch Licht.  
 Kalliope verfaßt ein episches Gedicht,  
 Erato singt den Mondschein und die Sterne,  
 Thalia hält ein anatomisches Museum  
 Und Bacchus sitzt im Wirtschaftscomité  
 Und füllt manch unterirdisch Mausoleum  
 Mit königlichem Saft von sonniger Bergeshöh.  
 O Vater Zeus, der du, so lang sie steht,  
 Die Welt regierest und den Himmel leitest,  
 Der du den Menschen Glück und Freud bereitest,  
 Leih mir dein Ohr und höre mein Gebet:  
 O hör mich an, du größter aller Götter,  
 Verlaß uns nicht und schenke schönes Wetter.

Im letzten Schuljahr Franklins erteilte den Deutschunterricht an der Kantonschule der siebenundzwanzigjährige Adolf Frey, dessen hervorragende dichterische und pädagogische Lehrgabe sich schon in den Aufsatzthemen kundgibt. Zu dem Thema: „Warum wollen die meisten Menschen lieber schlecht als dumm erscheinen?“ führt Wedekind aus, wie hoch der Geist über die Dummheit erhaben ist, und daß sich zwar geistige Beschränktheit und gewissenhafte Redlichkeit gern zusammensinden, während der freie Verstand lieber seine eigenen, gefährvollen Wege geht! Übrigens gebe es verschiedene Maßstäbe für Recht und Unrecht.

In dem Aufsatz über das Hamletwort: „Behandelt jeden nach seinem Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher?“ geißelt er die „hartherzigen Pharisäer und Schriftgelehrten, jene vornehmen Frömmeler, die schwelgend in Glück und Überfluß meinen, weil sie keine Schläge bekommen, hätten sie auch keine verdient.“

Die beste Schularbeit Wedekinds aber wurde im Jahr 1883 geschrieben. Es sind die satirischen

„Betrachtungen eines Spießbürgers vor der  
neuen Kantonschule:

Wir stehen gewöhnlich als Fremdlinge in unserer Gegenwart, wie der Dilettant vor einem großen Wandgemälde, das er aus geringer Entfernung vergebens zu genießen sucht. Treten Sie nur einige Schritte zurück, mein Herr, und Sie werden den ganzen gewaltigen Eindruck des Bildes in einem Blick empfinden können. Dann wirst du staunen über die wunderfame Veränderung desjenigen, das du als schon Geschehenes als nicht mehr veränderlich gehalten hast. Verklärt — wie der Phönix aus seiner Asche, steigt alsdann die Vergangenheit aus dieser Erinnerung empor, ein kleines Drama, dessen Helden du bald als Komiker, bald als Tragiker, immer aber mit gleicher Zufriedenheit spieltest. Denn währenddem der heilige Nimbus entschwindenen Glückes den Freuden deines zurückgelegten Lebens eine zarte Weihe verleiht, hat sich der Unannehmlichkeit und Derbheit derselben ein gemüthlicher Humor bemächtigt, und du selbst, Schauspieler und Zuschauer zugleich, findest des selbstgefälligen Bewunderns und Klatschens kein Ende.“

Ein Vierteljahrhundert nach seiner Schulzeit betritt der Held Aarau zum ersten Mal wieder und sucht zuerst sein altes Kantonschulhaus auf:

„Da stand es vor mir mit seinem grauen, abgeschossenen Gewande, das kokette Cereviskäppchen auf dem Haupte. Aber fremde Gestalten blickten mir aus den Fenstern entgegen. Oder sollten die intelligenten Gesichter meiner ehemaligen Herren Professoren sich dermaßen verändert haben? Es ist inzwischen ein Greifenasyl geworden.“

Vor einem imposanten Prachtbau mit sandsteinerner Fassade trifft er einen Aarauer Spießher, erkennt in ihm einen ehemaligen Klassenkameraden und läßt ihn in prachtvoller Satire über den Unterschied zwischen der guten alten Zeit und der heutigen sprechen:



„Wer damals die Kantonschule verließ, der war ein gemachter Mann, konnte Apotheker, Färber oder Stiefelwichsefabrikant werden und sein eigenes Brot essen. Aber die Welt wird immer unpraktischer. Statt Chemie treibt man heutzutage Philosophie. Da frag ich Sie nun wieder, was nützt das? Wir sind ohne Logik und Ästhetik alt geworden, warum können es unsere Kinder nicht auch? Wer lesen, schreiben und rechnen kann und das übrige auswendig weiß, zu was braucht der denn logisch zu denken? Das Denken ist nur für diejenigen, die nichts gelernt haben, und denen hilft es gewöhnlich auch nichts. Dann erst die Ästhetik, die Lehre vom Schönen! Meiner Ansicht nach merken die Menschen früh genug, was schön ist, man braucht sie nicht darauf zu stoßen. Denn die Schönheit kostet immer Geld, das ist eine alte Wahrheit, hat man es auf schöne Bilder, schöne Kleider oder schöne Mädchen abgesehen. Ich betrachte das alles als Allotria, worauf ein rechter Mann mit Verachtung herunterblickt.“ —

Am Schluß dieser Betrachtungen unterbricht Wedekind den Redseligen mit der Frage nach seinem Beruf: „Ich bin Sparkassenverwalter und handle nebenbei mit Steinkohlen, Ihnen zu dienen. Wenn Sie einmal nicht wissen, wohin mit Ihrem Geld, so bringen Sie es nur auf meine Bank, wir verwalten es gut. Oder sollten Sie momentan nicht wissen, wo Geld hernehmen, so kommen sie ungeniert zu uns, Sie erhalten so viel Sie bedürfen zu fünf und sechs Prozent, natürlich gegen Sicherheit.“

„Und ich, mein Herr,“ fiel ich ihm in die Rede, „ich bin Ihr alter Schulkamerad, meines Zeichens einigermaßen Apollopriester und dichte auf Bestellung für zwei Franken den halben Bogen. Sollten Sie einst in Verlegenheit sein wegen eines Hochzeits-, Geburtstags-, Tauf- oder Totengedichtes, so wenden Sie sich nur an mich. Ich fertige es Ihnen prompt und billig aus, sogar auf Rechnung. Sie haben bei mir unbeschränkten Kredit, selbst ohne Sicherheit!“

In einem gleichzeitigen Gedicht „Zugendhelden“ sind diese Gedanken in drei Strophen konzentriert:

Ihr seid die Auserwählten des Herrn  
Und habt die Tugend gepachtet,  
Das Laster stand euch von jeher fern,  
Ihr habt es verdammt und verachtet.

Ihr seid die Auserwählten des Herrn,  
Habt keine bösen Gedanken.  
Und sündigtet ihr auch noch so gern,  
Das Gewissen hält euch in Schranken.

Doch meine Lieben, brüstet euch nicht,  
Weil ihr mit Tugend beschenkt seid;  
Denn untersucht man dieselbe beim Licht  
So ist es nichts als Beschränktheit.

Ein Deutschlehrer wie Adolf Frey fand selbstverständlich nie Ursache, einem so ungewöhnlichen Schüler gegenüber den Schulmeister hervorzuführen, und er mag auch auf seine Herren Kollegen in dem Sinne eingewirkt haben, daß sie weitgehende Nachsicht übten. Ja man war sogar dem gefährlichen Rattenfänger noch dankbar, daß er seinen enormen Einfluß auch auf die ihn bewundernden unteren Klassen nicht zu verhängnisvollen Verlockungen gebrauchte, sondern im Gegenteil oft plötzlich ein erstaunliches Talent zum Pädagogen entfaltete. So betonte Regierungsrat Schibler mir gegenüber ganz besonders die große Empfindlichkeit seines Jugendfreundes für anständige Gesinnung. Er habe sogar einmal die Gemeinheit eines Mitschülers mit der Reitpeitsche gezüchtigt. Als Zyniker habe er sich ihm gegenüber nie gezeigt, sondern ihn im Gegenteil oft durch einen plötzlichen pathetischen Ausbruch tief erschreckt. Das war von besonderem Wert zu jener Zeit, wo aus dunklen Hintergründen heraus eine unter den Kantonschülern ausgebrochene Selbstmordepidemie Lehrer und Schüler nachhaltig erschütterte. Ganz besonders die beiden „Blutsfreunde“ Wedekind und Schibler waren bis zur gefährlichen Ansteckung ergriffen, und es sagt

nichts gegen ihr wahres Gefühl, wenn es aus einer begreiflichen Scham heraus zu ironisieren versucht wurde:

Lieber Freund, wir woll'n es wagen  
Unter dieser Trauerweide,  
Laß das Jammern, laß das Klagen,  
Hier ist Gift genug für Beide.

So, das möchte nun genügen!  
Woll'n uns hier ein wenig legen.  
Schon seh ich in deinen Zügen  
Sich den blaffen Tod bewegen.

Die echte Verzweiflungsstimmung ist deutlich herauszuspüren in einem anderen poetischen Bekenntnis des Schulkameraden; sie durchdringt auch die romantische Rhetorik dieses Jünglingsalters bis zu der überraschenden Wendung in der Schlußzeile:

Ich fliehe, Kind, in deine Arme,  
Daß ich an deiner Brust erwarme,  
Das Leben ist so kalt und leer.  
Bei dir zu lieben und zu leiden,  
In deinen Armen zu verschneiden,  
Sonst such ich auf der Welt nichts mehr.

Gestritten hab ich und gerungen,  
Doch alles, alles ist mißlungen  
Und jede Zuversicht dahin.  
Schon stand ich an des Todes Pforte.  
Da hört ich plötzlich deine Worte,  
Und du warst meine Retterin.  
Den schönsten Himmel sah ich offen,  
Ach laß mich nicht vergebens hoffen,  
Führ den Verzweifelten hinein.  
Sonst eil ich, auf des Todes Schwingen  
In eine andere Welt zu dringen.  
Sie kann unmöglich schlechter sein.

Es entspricht durchaus Franklins Charakter, wenn er die ganze Tragödie viel später zu einem 42-strophigen Kneippgedicht „Sancta Simplicitas“ verwendete, worin die lächerlichen Maßnahmen der Behörden anlässlich dieser Ereignisse gehörig geißelt wurden:

„Der Rektor, von redlichem Diensteifer getrieben,  
Hat folgenden interessanten Anschlag geschrieben,  
Pünktlich, wie es ihm befohlen hat  
Der hochwohlwürdige Herr Regierungsrat:

Es fand nämlich der ehemalige Herr Pfarrer  
Nunmehr aber Erziehungsdirektor — — —  
Daß ein böser, studentenhafter Geist  
Die Aargauische Kantonschule in den Abgrund reißt.  
Man muß zwar nicht wännen, daß derartige Ideen  
Etwa in seinem eigenen Kopfe entstehen,  
Sondern es ist erwiesen, daß er sie gelesen hat  
Im Aargauischen Anzeiger und im Zofinger Tageblatt.  
Befagte Blätter fanden nämlich, die Lognetten,  
Wie auch die Spazierstöcke und Aberröcke hätten,  
Verbunden mit einem allzu großen Biergenuß,  
Auf die Kantonschüler einen sehr verderblichen Einfluß.

Das Opusculum trat natürlich sofort seine heimliche Wanderschaft unter den vier Klassen an:

Einige waren denn auch so verständig  
Und lernten den Anschlag sofort auswendig,  
Denn wir sind ja alle noch jung  
Und bedürfen geistiger Erheiterung.

Solche Dinge helfen oft besser einen bösen Zauber brechen als pathetische Reden, besonders wenn sie nicht vom Geist einer starken Persönlichkeit getragen sind. Daß diese Erlebnisse aber sieben Jahre später zur Gestaltung des genialen Kinderdramas „Frühlingserwachen“ drängten, spricht für ihre tiefgehende Wirkung.

Überdies forderte die bevorstehende Matura alle Kräfte, denn zu viel Zeit war in diesen fünf reichen Jahren für „Allotria“ verschwendet worden, wie man das scheinbar Nebensächliche zu nennen pflegt.

Ein ehrlicher Stoßseufzer entringt sich noch dem endlich nur noch auf das eine Ziel hin arbeitenden Abiturienten:

O wolltest du mich erlösen,  
Ruf ich in meinem Gebet,  
Herrgott im Himmel vom Bösen

Und von der Maturität,  
Sie stand gleich einem Gespenste  
Schon oft vor mir im Traum.  
Doch in der Ferne winkte  
Der goldene Freiheitsbaum.

Wie vor einer großen Reise, von der man möglicherweise nicht mehr zurückkehrt, rüstet sich Franklin Wedekind für die große Fahrt ins Leben. Er schließt seine Vereinstätigkeit ab, opfert seinen Räuberbart, verfaßt noch den Prolog für das Schlußfest und schreibt seinem nach Solothurn gezogenen Freund Schibler endgültige Vorschläge für ihre ferneren Beziehungen:

1. Unumschränkte Offenheit und Aufrichtigkeit gegeneinander.
2. Fahrenlassen aller zarten Empfindlichkeit, die gewiß in der Welt oft sehr am Platze ist.
3. Kein Revanchieren bei Beleidigungen, sondern ehrliche Aussprache.
4. Sofortige Bereitschaft zur Verzeihung und zum Vergessen, kein gegenseitiges Nachtragen.

Dann zieht er das Fazit dieser langjährigen innigen Freundschaft, das schon eine gewisse Loslösung ankündigt:

„Von jeher fühlten wir uns wohl mehr durch unsere beiderseitige harmonisierende Naturanlage zu einander hingezogen als durch die 100 Versprechungen von Liebe und Treue, die wir uns schon oft an den Kopf warfen. Unsere Freundschaft ist dennoch durchaus nichts Zufälliges, von uns selbst auf gut Glück Geschlossenes, sondern sie liegt in der Natur gegründet und ist durch sie geweiht. Wir verstehen uns gegenseitig und haben uns ohne alle feierlichen Herzensergüsse vollständig durchschaut. Infolgedessen erreichte unser Zusammenleben in kurzer Zeit eine Innigkeit, wie sie bei David und Jonathan, bei Drest und Py-lades oder bei meinem Bruder Armin und Hans Rauchenstein nur durch die überspannteste Schwärmerei möglich ist.“

Den Schlusssatz dieses Jugendbriefes dürften sich alle Liebenden merken:

„Aber gerade bei unserer großen Entfernung könnte der Mangel solcher Schwärmerei gefährlich werden. Gefahr liegt hauptsächlich darin, daß wir uns gegenseitig entbehren lernen würden. Hüten wir uns davor!“

Auch mit der Liebe wird abgerechnet, die doch später in einer besondern krassen Form zum Zentrum seines Lebens und seines Werkes werden sollte. Hatte Schibler unter die sechsunddreißig zu einer ersten Sammlung zusammengestellten Liebesgedichte seines Freundes nach dem Horaz=Spruch *pulvis et umbra sumus* den lapidaren Satz geschrieben:

„Rauch und Bier, Bier und Rauch  
Ist das Leben doch nur auch...“

so lautet Franklins Motto umso überraschender:

„Lieben kann man nur in einem Grade,  
nämlich im höchsten.“

Der Weltschmerz wird endgültig überwunden, um freilich unter tausend Verkleidungen immer wieder neu zu erstehen:

O ihr erbärmlichen Knechte der Zeit,  
Ihr wollet die Schöpfung verachten.  
Je unverschämter, je blinder ihr seid,  
Desto höher glaubt ihr zu trachten.  
Der Glaube floh und der Weltschmerz blüht,  
Der Pessimismus ward Mode.  
Da singt ihr nun ewig das nämliche Lied  
Und jammert und quält euch zu Tode.  
Ist euch verleidet der Menschen Trug,  
Nun wohl, so lasset das Reifen,  
Ein jedes Flüßchen hat Wasser genug  
Euch sämtliche zu ersäufen.  
Ihr spottet des Lebens und bildet euch ein  
Ihr ständet erhaben darüber.  
Und schaut ihr ein lächelndes Mägdelein  
So überfällt euch das Fieber.

Wedekind reißt nun alle Kraft zusammen und besteht im Frühling 1884, wenn auch nicht glänzend, so doch mit Ehren das gefürchtete Maturitätseramen. Die Noten sind in deutscher

Sprache und Literatur sehr gut, in Geschichte gut, ungenügend in Mathematik, Chemie und Hebräisch, sonst genügend.

Der schwungvolle Prolog am Schlußfest von Kantonschule und Töchterinstitut bedeutete einen vollen menschlichen und poetischen Triumph. Niemand wollte im ersten Moment in dem jungen Faust auf der Bühne den saloppen Jüngling mit der langen Tabakspfeife wiedererkennen, der bei Tag und Nacht Aaraus Gassen beunruhigt hatte. Wie Orgeltöne in den mannigfaltigsten Abstufungen rauschten die klangvollen Strophen über die Festversammlung hin, die in wachsender Begeisterung die Göttin Poesie selber von ihrem Olymp in den Saal herniederflehten:

O so erleucht uns denn mit deinem Licht,  
Du Himmlische, daß wir auch diesen Abend,  
Entrückt in deine Reiche, am Gedicht  
Und an Musik die lechzende Seele labend,  
Vergessen, daß wir sterbliche Menschen nur,  
Die jeder Schicksalsschlag despotisch meistert,  
Daß wir, von deinen Zauberklängen begeistert,  
Uns träumen als die Götter der Natur.

Und sie läßt sich nicht vergebens bitten, die „Königin der Jugendjahre, die schöne Göttin Poesie“. Von ihres Geistes Odem angeweht, sinkt er anbetend ihr zu Füßen:

Und sie, mit freundlich ernstem Blicke schaute  
Auf mich herab aus ihrem Storienschein,  
In süßem Klang ertönte ihre Laute  
Und ihre Rede fiel melodisch ein:

„Das Dasein,“ sprach sie, „beugt mit rauher Hand  
Des Menschen Geist trotz allen Widerstrebens.  
Es zieht ihn abwärts in den Staub des Lebens  
Und wär er noch so sehr dem Edlen zugewandt.  
Was Ideales einst das Herz durchglüht  
Verfliegt als eitel Traumbild mit den Jahren,  
Und jedes Unglück, das der Mann erfahren,  
Verdüstert und versteinert das Gemüt.  
Wohl jedem, dem der wilde Lauf der Zeiten  
Ein zartes Herzensheiligtum geschont.  
Jedoch was still im Grund der Seele wohnt,  
Das zeigt sich nicht bei lauten Festlichkeiten.

Doch ihr, die ihr in frischer Jugendkraft  
 Den Himmelsquell noch ungetrübt genießet,  
 Noch durch des Lebens Stürme nicht erschlafft  
 Euch nur vom ewig Wahren leiten ließe,  
 Die ihr versteht, die edle Kunst zu ehren,  
 Zu ihr im Mißgeschick vertrauend fliehet,  
 Und an der Musen heiligen Altären  
 In stiller Andacht hingesunken kniet,  
 Euch junges Volk hab ich mir auserwählt.  
 O dient mir treu als Priester und Vertraute,  
 Vom Himmelslicht sei euer Geist beseelt.  
 Und daß dem Wort die Melodie nicht fehlt  
 So nehmet diese gottgeweihte Laute" — — —

Atemlos lauschten Mitschüler, Balldamen, Eltern und Professoren der wohl lautenden Stimme mit ihren hohen und tiefen Registern, und der Autor selber war sichtlich von seinen eigenen Tiraden ergriffen. „Wer will es mir verdenken,“ schreibt er später als Student, „wenn ich auch heute noch mit Wohlgefallen auf den Augenblick zurückschaue, da meine heißgeliebte Jungfer Muse, die durch ihren Leichtsinn mir und andern schon so manchen herben Kummer bereitet, da sie ihren ersten schönen Triumph feierte. Nenn du es Eitelkeit, daß ich noch nach einem Jahre, da längst andere Sterne am Firmament strahlen, bei dieser Gelegenheit zuerst an mich denke. Ich aber fühle darin den Stachel zu ernsterem Streben und deut' es mir als glückverheißendes Omen für die Zukunft.“

Dieser Prolog wurde mit einer zierlichen Titelvignette noch im selben Frühjahr 1884 in einigen hundert Exemplaren bei Sauerländer & Co. gedruckt und ebenso rasch verkauft. So erfüllte sich der heiße Wunsch des jungen Dichters nach einem Verleger statt des bisherigen Nothbehelfes eines Hektographen.

Vor dem Flug ins erste Genfer Semester wird dann in dem Gedicht „Fernsicht“ (später unter dem Titel „Autodase“ unverändert in die gesammelten Werke aufgenommen) endgültig auch mit dieser Jugendpoesie aufgeräumt:



Euch Kinder der Gelegenheit  
Möcht ich noch stundenlang betrachten,  
Hin fließt die goldne Jugendzeit  
Wie balde werd ich sie verachten.

Dann folgt ein feierlicher Akt:  
Ein Scheiterhaufen wird errichtet,  
Und alles wird darauf gepackt  
Was ich gesungen und gedichtet.

Empor zum lichten Atherraum  
Hebt sich das Flammenspiel des Brandes:  
Ein Todesopfer meinem Traum,  
Die Siegesfackel des Verstandes.

Franklin Wedekind  
v. Krater

Sophie Haemmerli-Marti.

#### Quellen:

Persönliche Erinnerungen und Aufzeichnungen aus der gemeinsamen  
Harauerzeit.

Erzählungen, Gedichte und Briefe von Schulkameraden.

Frank Wedekind: Gesammelte Werke: Achter Band: Aus dem Nach-  
laß. Georg Müller, München.

Arthur Kutscher: Frank Wedekind, sein Leben und seine Werke.

Frank Wedekind: Die vier Jahreszeiten. Gedichte.

Protokoll der „Industria“ 1882.